

Anoukè

Tina Hörchner

Gefangen

Seit Monaten vegetiert Anoukè nun in diesem verdreckten, kaum lichtdurchfluteten Verlies dahin. Die Jahreszeiten ziehen an dem schätzungsweise zwei Fuß breiten und noch schmaleren Fenster in dem steinigen Gemäuer, welches mehr einem Loch ähnelt, hoch über ihrem Kopf vorbei. Selbst auf Zehenspitzen erhascht sie nur manches Mal einen Windhauch in diesem stickigen Raum. Die tägliche Notdurft verrichtet sie über einer Öffnung, die in den Fußboden des kleinen Erkers gehauen wurde; alte Lappen dienen ihr zum Abputzen. Alles landet direkt auf der Wiese, die sich unterhalb des hoch gelegenen Vorbaus befindet. Täglich aufs Neue ekelt Anoukè es an, aber nicht nur das, alles um sie herum, ihre gesamte verdammte Lage schnürt ihr ihre ausgedörrte Kehle zu. Sie könnte schreien und heulen vor unbändiger Wut. Lange wird es nicht mehr dauern, dann haben ihre Peiniger sie gebrochen. Zusammengekauert liegt sie auf der mit Wanzen und Flöhen verseuchten Matratze. Mittlerweile nutzt das Ungeziefer auch ihre langen verfilzten Haare als weiteren Hort der Vermehrung. Ihr ganzer Leib ist übersät mit aufgekratzten, blutverkrusteten Bissen, vermischt mit dem Schmutz der letzten Monate. Einmal in der Woche erhält Anoukè eine kleine Schüssel mit Wasser zum Waschen. Unglücklicherweise reicht diese Pfütze nicht einmal aus, um den größten Dreck von ihrer übel riechenden Haut zu schrubben. Die größte Furcht jedoch hat

sie vor dem Einschlafen. Denn immer wieder verfolgt sie dasselbe Szenario.

Ihr Vater liegt leblos in einem Bett aus Weiß und Rot. Das leuchtend rote Rinnsal fließt unaufhörlich aus seiner Wunde am Hals und taucht den Schnee in ein Meer aus Blut. Der schwarze Pfeil, tief in seiner Kehle steckend, gehört zu ihrer Armbrust. Doch nicht sie schoss ihn ab.

Anoukè erinnert sich noch bis ins Kleinste an jenen schicksalhaften Tag, der sie in diese ausweglose Situation brachte.

Ihr Herz hüpfte vor Freude, als ihr Vater sie an jenem sonnigen Wintertag fragte, ob sie gemeinsam jagen wollten. Selten waren diese vertrauten Ausritte geworden, seit er zum Führer des Clans ernannt worden war. Denn seine freie Zeit war seitdem mehr als begrenzt – allzu viel Last, welche er sich selbst aufbürdete. Seinem Wunschgedanken, all den Menschen, für die er Verantwortung trug, ein annehmbares Dasein und ein friedliches Zusammenleben zu schaffen, schenkte ihr Vater seine gesamte Kraft und Aufmerksamkeit. Sie bewunderte ihn für diese immense Stärke und für seinen unbezwungenen Willen, das Richtige zu tun. Sie würde niemals so seelenstark sein wie er. Dieses Erbe oblag ihrem kleinen Bruder. Der irgendwann in ferner Zukunft in die Fußstapfen des Vaters treten würde. Wie sehr sie diesen ruhigen, meist in sich gekehrten Knirps vermisste. Er lebte mit seinen vier Jahren den größten Teil des Tages in seiner eigenen erschaffenen Phantasiewelt. Sein Umfeld

interessierte ihn wenig, dennoch schien er mehr als glücklich damit. Ob Argon mit dieser Bürde, die ihm von Geburt an auferlegt wurde, zurechtkam?

Als sie eilends ihre Jagdausrüstung zusammensuchte, verwunderte es sie, dass ein Pfeil aus ihrem Köcher fehlte, schenkte jedoch diesem Umstand keine weitere Beachtung. Irgendwann würde das Geschoss wieder auftauchen. Das tat es auch. Nur ganz anders als erwartet.

Hark, der stets mürrisch dreinblickende Stallknecht sattelte die Pferde und schon ritten sie los. Sie befanden sich bereits ein großes Stück von der Ansiedlung entfernt, als sie absaßen und weiter zu Fuß unter den schneeverhangenen Bäumen hindurchgingen. „Anoukè, ich habe Feinde. Sie neiden mir meine Stellung. Nimm dich in Acht, du bist in größter Gefahr“, unterbrach der Vater ihre Ausführung über die Verbesserung der aufgestellten Schlingfallen.

Sprachlos schaute sie in das wettergegerbte Gesicht des Clanführers und schüttelte ungläubig den Kopf. Wer sollte den Tod dieses wunderbaren Menschen wollen? Das ergab keinen Sinn. Gerade formten ihre Lippen das Wort „Wer“, als der geliebte Vater vor ihr in den weichen Schnee sackte. Seine schreckgeweiteten, toten Augen starrten sie an. Der verloren geglaubte Pfeil prangte ihr entgegen und offenbarte, dass ihr geliebter Vater im Recht und irgendetwas unbeschreiblich Furchtbares im Gange war. Zur Bestätigung schrien des toten Führers Streifenkauz und ihr Schildrabe Sophia herzerreißend im Chor und ihr unsäglicher Schmerz

brannte sich tief in ihre erschütterte Seele. Keinen Augenblick später umzingelten sie ein Dutzend bewaffneter Männer, und die allumfassende Trauer über den Verlust des geliebten Vaters wich einer nicht erklärbaren panikartigen Angst. Die sich kurz darauf bestätigte, als sie als Vaternörderin abgeführt wurde.

Tränen des Zorns rinnen über Anoukès mit Schmutz verkrustetes Gesicht. Sie springt auf und versucht erneut, das Loch in der Wand zu erreichen. Wie immer halten die eisernen, höhnisch klirrenden Ketten an ihren Armen und Beinen sie davon ab. Die Hand- und Fußfesseln schneiden sich beim ruckartigen Zerren wieder in das wunde, eitrig fleisch und verursachen nichts als unsagbaren Schmerz, der sie zum Würgen bringt. In diesem Augenblick kommt Sophia vom täglichen Ausflug zurück und beobachtet argwöhnisch den Wutanfall ihrer Kameradin. Aufgeregt hüpfert der Vogel durch die Öffnung über ihren Kopf und lässt sich flatternd auf dem Bett nieder. Das Tier ist bewundernswert, allein sein Anblick bringt sie dazu, halbwegs wieder die Kontrolle über sich und ihre ausweglose Situation zurückzuerlangen. Niedergeschlagen sinkt Anoukè neben dem Vogel zusammen. Ihre innere Zerrissenheit lässt sich nur schwer verbergen. Ich bin unschuldig. Weshalb sucht niemand nach dem wahren Mörder?

„Na, meine Treue, wie schmeckt die Freiheit? Ein Vogel müsste man sein“, flüstert sie traurig ihrer einzigen Freundin zu.

Neugierig neigt sich der Kopf des Schildkrabens ihr entgegen. Sanft streicht sie über das schwarz-weiß glänzende Gefieder. Die weißen Federn, die sich wie ein Ring um den Hals schmiegen und fließend in die ebenfalls weiße Brust übergehen, erstrahlen regelrecht gegenüber dem restlichen rabenschwarzen Federkleid. Die Berührung beruhigt Anoukè vollends und sie spürt die starke Verbindung zwischen Sophia und ihr. Als wäre sie ein Teil ihrer Seele. Der ausgeglichene Teil, der sie in solchen Situationen wieder in Waage bringt.

Bis ins Detail erinnert sie sich an den Tag, als sie zu ihrem dreizehnten Jubiläumstag feierlich das Ei überreicht bekam. In ihrem Stamm ist es von jeher Sitte, dass einem von der Heilerin zu seinem Ehrentag, also mit Eintritt in das Erwachsenenalter, ein nicht ausgebrütetes Vogelei überreicht wird. Als Symbol, das nun die Zeit beginnt, in der man Verantwortung zu übernehmen hat und man für seine Handlungen vollends zur Rechenschaft gezogen wird. Die feierliche Zeremonie findet stets am späten Abend statt. Das gesamte Dorf wird jahreszeitentypisch geschmückt. Zu ihrer eigenen Feierlichkeit erstrahlten die Häuser in einem Meer aus weißen Tulpen. Der leichte, blumige Duft schwebt noch immer durch die schöne Erinnerung. Die Anwohner der umliegenden Dorfgemeinschaften ziehen mit leuchtenden

Fackeln zum Versammlungsort am großen Grönsee, der unterhalb der Ansiedlung ruht. Der riesige kreisförmige Ort ist umsäumt von jahrhundertealten knochigen Buchen. Der oder die Auserwählten werden von jüngeren Mädchen oder Jungen Hand in Hand in die Mitte geleitet. Mit einem zeremoniellen Singsang und geheimen Beschwörungen überreicht die Heilerin das zerbrechliche Ei. Anschließend wird der ehrwürdige Eid geleistet:

„Du bist mein Herz, das Bild meiner Seele. Dein Bestehen liegt in meiner Hand. So wie ich dich geboren, so sei mein Gefährte und wache über mich“, endet der offizielle Teil des Rituals, ab dann wird gefeiert.

Natürlich gilt das nur für die restlichen Dorfbewohner. Dem Geehrten obliegt die Aufgabe, als Zeichen seines Erwachsenseins, seinem zukünftigen Begleiter das Leben zu ermöglichen. Nicht jedem gelingt es, sein Ei auszubrüten. Dieser erhält eine zweite und letzte Möglichkeit. Genau ein Jahr später bekommt jene Person noch ein Ei. Logischerweise nicht feierlich, sondern in aller Stille. Schafft es derjenige wieder nicht, das Ei auszubrüten, wird er sein Leben lang ein Sonderling bleiben. Zum Glück geschieht das nur sehr, sehr selten. Jeder erhält seinen eigenen, ganz persönlichen Vogel. Der Gefährte ihres Vaters war dieser riesige elegante Streifenkauz. Seine gelben Augen strahlten diese Weisheit und Besonnenheit aus – Eigenschaften, die sie auch an ihrem Vater immer bewunderte. Ihre Mutter Snoka wird von einem Seidenreiherr

begleitet, niemals weicht er von deren Seite. In ihren neunzehn Jahren sah sie ihn wahrhaftig nie fliegen. Seine elegante Erscheinung ist unglaublich schön anzusehen. Ein wenig enttäuschte es sie, als aus ihrem Ei dieser zerzauste, schwarze Vogel schlüpfte. Weshalb durfte sie nicht einen so faszinierenden Vogel wie ihre Mutter besitzen? Jedoch währte diese winzige Unzufriedenheit nur einen Wimpernschlag. Als sie in die verschmitzten, schlaun Augen der treuen Sophia schaute, wusste sie, dass sie ein unzertrennliches Paar werden würden.

Mit einem wissenden Funkeln in den Augen hüpfte Sophia auf Anoukès Bein. Die Erinnerung an die Zeremonie erfüllt beide mit Glück und Stolz. Erst jetzt bemerkt sie, dass ihre Gefährtin Beute mitgebracht hat, und erkennt voller Schrecken, was da vor ihr liegt. Ein Schauer läuft ihr über den Rücken. Ein toter Sperling. Verstört springt sie auf und wirft den von Sophia getöteten Vogel von sich weg.

„Seit wann meuchelt meine Treueste andere ihrer Art? Das darf sie nicht tun. Kenne ich das Tier und seinen Begleiter vielleicht?“, fragt sie sich voller Verwirrung.

Zögerlich hebt sie das verendete Tier mit zwei Fingerspitzen wieder auf und versucht, es bei diesem verdammten Schummerlicht zu erkennen. Ist das nicht Wigos Vogel? Wigo, der beste Freund des aalglatten Sohnes des Schatzmeisters aus unserem Dorf. Verdammt, sie kann es nicht genau erkennen.

„Aber wenn das der Wahrheit entspricht, was bedeutet das dann?“, spekuliert Anoukè nun laut in die Stille ihres Verlieses.

Sie fühlt die Aufgeregtheit in ihrem Schildkraben, der währenddessen unentwegt nervös auf dem Boden hin und her hüpfte und nicht versteht, dass sein Handeln eventuell falsch gewesen sein könnte.

Draußen vom Gang hört sie plötzlich das altbekannte schlurfende Geräusch näherkommen. Der stumme Wärter bringt die allabendliche Mahlzeit.

„Mal sehen, was es heute Leckeres gibt, vielleicht trockenes Brot mit Schimmel, vielleicht aber auch nasses Brot mit Schimmel“, argwöhnt sie.

Für die nasse Variante ist allerdings zu trockenes Wetter, da der herrliche Altweibersommer draußen in der Freiheit in vollem Gange ist. Eine gefühlte Ewigkeit vergeht, ehe dieser steinalte Mann den Schlüssel ins Schloss gebracht und aufgeschlossen hat. Seine Hände zittern erbärmlich, und mindestens dreimal lässt er den schweren Schlüsselbund fallen. Würde Anoukè sich nicht selbst in einer derart elenden Situation befinden, hätte sie sogar Mitleid mit dem armen Tropf. So ist sie es, die bedauernswert beäugt wird. Mit Schamesröte im Gesicht dreht sie dem Alten den Rücken zu und wartet, bis er das Essen neben ihre Matratze gestellt hat und wieder hinaus gehinkt ist.

Zu Beginn ihrer Inhaftierung schrie sie ihren Kerkermeister bei jedem seiner täglichen Besuche an oder versuchte gar,

ihn anzugreifen. Glücklicherweise hielten sie diese verhassten Ketten davon ab, ihm irgendetwas anzutun. Sonst wäre sie tatsächlich noch vor lauter Verzweiflung eine Mörderin geworden. Früher oder später bemühte sie sich um Beherrschung und begann, Fragen über ihren Aufenthalt und die Welt da draußen zu stellen. Ein jedes Mal starrten seine trüben, grauen Augen ihr stumm entgegen. Nach geraumer Zeit verstand sie endlich. Dieser zerbrechlich wirkende Mann konnte nicht sprechen. Entweder war er taub oder stumm oder man hatte ihm die Zunge abgeschnitten. Ein grauenhaftes Dasein, das er fristen muss.

Seitdem macht Anoukè sich so gut wie unsichtbar, wenn er kommt. Dieser eher Tote als Lebendige ist keinen Deut besser dran. Er vegetiert ebenso vor sich hin in diesen dicken Mauern wie sie, ohne Aussicht auf eine bessere Zukunft.

Allmählich übermannt sie der Hunger. Widerwillig steckt sie sich das wie erwartet trockene Schimmelbrot nach und nach in kleinen Happen in den Mund. Mit dem muffigen, abgestandenen Wasser in dem kümmerlichen Becher würgt sie die Mahlzeit hinunter. Die tägliche Ration reicht gerade aus, dass sie überlebt. Weshalb macht sich jemand die Mühe, sie als Mörderin zu verurteilen, sie handlungsunfähig zu machen, aber andererseits ihr Leben zu erhalten? Wäre es nicht viel einfacher gewesen, sie an den Pranger zu stellen und zu töten? Außerdem, für wen stellt sie eine derartige Gefahr dar? Seit Monaten quälen sie diese Fragen.